

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 51

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

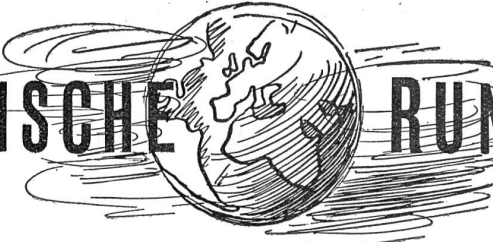
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

POLITISCHE RUNDSCHAU



Sidi Barani

—an— Die Schlappe, welche die Italiener in der westlichen Wüste Ägyptens davongetragen haben, erweist sich als ziemlich bedeutsam. Die Engländer melden die Wiedereinnahme des vor Monaten verlorenen Sidi-el-Barani, die Gefangennahme von rund 30.000 Mann, darunter einer Anzahl hoher Offiziere, und die Erbeutung von umfangreichem Kriegsmaterial. Der durchgeführte Angriff zeuge nach der Beurteilung durch gefangene italienische Militärs von gewichtigem Range ... so meldet Kairo ... von ausgezeichnetem strategischem Können. Es sei den Engländern gelungen, die Verteidiger völlig zu überraschen.

Ohne im Einzelnen die Phasen des Angriffs verfolgen zu können, läßt sich doch feststellen, daß die britischen Hauptstöße nicht der großen, meernahen Route entlang, sondern vom Landinnern erfolgt sein müssen, vielleicht von der Daseiwa aus. Sie waren kombiniert mit einer plötzlich gesteigerten Tätigkeit der Luftwaffe und heftigen Bombardements von der See aus. Die Italiener waren damit von Anfang an zwischen zwei ... oder drei ... Feuer geraten. Der britische Plan ging dahin, die Positionen von Sidi Barani und die nach Osten vorgeschobenen Abteilungen im Rücken zu fassen und von ihrer Versorgungsbasis abzuschneiden. Der gleichzeitig angelegte Frontalangriff der Küstenroute entlang scheint die Umgehungsabsicht getarnt zu haben. Nur auf diese Weise konnte die Gefangennahme fast dreier kriegstarker Divisionen, denen eine unbekannte Zahl von Toten hinzugerechnet werden muß, möglich werden.

Als die Vorposten im Frontalangriff geworfen worden waren, verwunderte man sich über die wenig bemerkbare Tätigkeit der italienischen Flieger, die anscheinend die nachfolgenden Angriffe vom Süden nicht genügend beobachtet hatten und auch dann nicht eingriffen, als die Engländer in Tag und Nacht während der Attacken gegen die libyische Anmarschstraße und die sämtlichen Häfen der Kyrenaika die Zufuhren abschnitten. Sie haben auch die motorisierten englischen Einheiten nicht angegriffen. Mit der Umgehung Sidi Baranis war die italienische Position so gut wie gefallen, und übrig blieb im Wesentlichen das Ausräumen eines Schlachtfeldes, auf welchem die einzelnen abgeschnittenen Teile der durcheinander geworfenen Armee tapfer Widerstand leisteten. Die Übergabe mancher verlorenen Einzelstellungen scheint nicht einmal durch das britische Waffenübergewicht, sondern durch den Durst erzwungen worden zu sein.

Das Problem der Versorgung hat sogleich auch die Engländer im weiteren Fortschreiten gehindert. Der Abtransport der Gefangenen mit Hilfe von Schiffen entlastet zwar den Apparat. Doch langt es nicht zum sofortigen Auffüllen der geleerten Munitionsreserven, und es scheint fraglich, ob im ersten Zug des großangelegten Manövers viel mehr als die Wiedereinnahme des zuerst verloren gegangenen Sollums, am Rande des erhöhten Plateaus gegen die libyische Grenze hin, glückt.

Denn die italienische Armee ist als Ganzes intakt geblieben und steht sogleich zu Gegenstößen an, die von einer gesicherten Basis aus gehen und den Engländern allerlei Überraschungen bereiten können, vor allem dann, wenn sie sich zu weit vorwagen und mit ihren hergenommenen Abteilungen und den sicherlich größtenteils defekten Motorwagen Aufgaben in Angriff nehmen

sollten, denen sie rein technisch nicht mehr gewachsen sein dürften. Es ist der Wüstenkrieg, der aufwandreicherste aller Kriege, der sich nun auch den Engländern in seiner problemreichen Zielgestalt zeigt. Ihr Plus scheint die Flotte zu sein, die mit dem flankierenden Feuer vom Meere her die Entfaltung einer italienischen Gegenoffensive hemmt. Und was die Luftwaffe angeht, hat Churchill selbst berichtet, die Einsätze in Griechenland hätten nur anfänglich einen Abgang wichtiger Geschwader verursacht, der jetzt wettgemacht wurde, so daß man den Italienern gewachsen sei. Der Flotte im Zusammenspiel mit der Luftflotte kann es wohl gelingen, wenigstens an der Küste einen Rückschlag zu verhindern. Wie weit die Italiener im Landesinneren bereit seien, ein ähnliches Manöver wie die Engländer durchzuführen, läßt sich nicht beurteilen, und es fehlt ihnen vielleicht nach der Schlappe von Tarent eine ebenbürtige Flotte und anscheinend auch die überlegene Luftmacht, um ebenfalls konzentrisch gegen die weit vorgedrungenen Angreifer vorzugehen.

Vom weiteren Fortschreiten der Kämpfe an der libyischen Grenze hängt allerlei ab. Zum ersten die moralischen Auswirkungen, die der Oberkommandierende Englands, General Wawell, betont hat. Ob es „ein entscheidender Sieg im Befreiungskampfe“ gewesen sei, das kann nur die Geschichte beurteilen, und ein Blick auf die Gesamtlage des Krieges zeigt uns, daß selbst der größte Sieg in Afrika jede Bedeutung verliert, falls um die Insel England eine Entscheidung zugunsten der Achse fällt. Die Engländer wissen das genau, und selbst Wawell wird klar sehen, daß sein Sieg nur dann ins Gewicht fällt, wenn dem „Empire“ und den „freien französischen Truppen“ de Gaulles, die ebenfalls am Entscheid um Sidi Barani teilgenommen, Zeit gelassen wird, mehr solche Siege zu erröchten, d. h. die Außenpositionen der Achse eine nach der andern zu erobern und zugleich die „Schlacht um England“ nicht zu verlieren.

Von gewichtigster deutscher Stelle aus ist bedeutet worden, daß alle Pläne im vordern Orient und im Westen, also auch gegen Gibraltar, augenblicklich zurückgestellt worden seien. Damit wird eine Entscheidung wie die von Sidi Barani oder auch das Geschehen in Albanien bagatellisiert. Die Italiener rücken in den Rang der „Entlasteten“, die gewissermaßen die unumgänglichen, nebenbei zu erleidenden Schlappen zu tragen haben. Deutlich kann man in der deutschen Presse diese Rollenverteilung zwischen den Achsenmächten lesen. Wenn nur etwas geschieht dort unten ... wenn nur die Engländer gezwungen werden, Material zu verbrauchen, Truppen, Waffen und Munition zu vergeuden und damit die Verteidigung der Mutter-Insel zu schwächen! Den Deutschen wird die Bombardierung Londons erleichtert, und die Vorbereitung auf den großen Schlag ... im Frühjahr oder schon vorher, geht mit geringeren Störungen vor sich. Die „kommunizierenden Kriegsschauplätze“ werden also theoretisch als gewollt betrachtet, und praktisch nützt man die Lage entsprechend so aus, daß man in Zukunft alles wettzumachen gedenkt, was heute in Albanien oder Libyen verloren gehen könnte. Jede verlorne italienische Division kann das Gelingen einer deutschen Landungsstruppe bedeuten, und jedes verlorne Kriegsschiff der Italiener, ermöglicht durch die Verstärkung der britischen Mittelmeerflotte und der mit ihr zusammen operierenden Luftmacht, erleichtert die Einsetzung einer Reihe

deutscher Kleinschiffe und U-Boote oder hindert die Engländer, die eingesehten zu bekämpfen. In der Perspektive des deutschen Großplanes zur Niederkämpfung des britischen Mutterlandes schrumpft also der an sich bedeutsame britische Erfolg bei Sidi Barani sehr zusammen, und noch geringere Bedeutung behält die mittlerweile verlangsamte Offensive der Griechen in Epirus und am Achridasee.

Eine Frage für sich bildet natürlich die Rückwirkung der Ereignisse auf Italien. Daß Sidi Barani gleich nach dem Kommandowechsel verloren gegangen, bedeutet für den neuen Oberbefehlshaber General Cavallero keinen guten Start, selbst wenn man überlegen muß, daß der nächste Leidtragende General Graziani sein wird und daß seine Schlappete noch auf das Konto von Badoglio gebucht werden muß. Die Nachrichten über Desertionen von italienischen Offizieren und Soldaten nach Jugoslawien oder Gerüchte, als hätten sich die libyschen Eingebornentruppen oder gar die eingesehten Schwarzhemden schlecht geschlagen, werden dementiert, und vor allem Jugoslawien hat die geringe Zahl der Überläufer demonstrativ bezeugt. Aber man hat sich daran zu erinnern, wie die Stimmung des italienischen Volkes vor dem Kriegseintritt war ... geteilt nämlich. Und daß eine nicht unwichtig zu nehmende Unterströmung bestanden hat, die vor dem „dritten Kriege“ warnte und die ihre Exponenten bis weit hinauf in maßgebende Kreise besaß. Etünden nicht die Dinge so, daß Italien im Kampfe gegen England alles zu gewinnen hat, die Mittelmeerherrschaft und eine dominierende Position in Afrika, und daß das Einstellen dieses Kampfes beinahe einem totalen Verzicht auf alle Großmachtsaspirationen gleichkäme, würde diese Unterströmung nun vielleicht bedeutsame Reaktionen erzeugen. Allein es ist nun so, daß auch der „Kaiser und König“ weiß, wie die Karten liegen, und daß auch ihm klar sein muß, welche Ernte winken wird, wenn der Großangriff auf England gelingt. Man müßte in Rom schon am Gelingen dieses Großangriffes zweifeln, und es müßte die Bewegung einer wirklich „kriegsmüden Nation“ hinzukommen, um dem Regime eine Krise zu bereiten. Die Engländer werden kaum auf solche Wendungen hoffen.

Flandin statt Laval

Marshall Pétain hat Laval entlassen und an seiner Stelle Flandin als Außenminister eingesetzt, ohne ihn als seinen Nachfolger und Stellvertreter zu bezeichnen, wie er dies Laval gegenüber getan. Man kann von einem Sturze Lavals sprechen, und es ist kein Wunder, wenn gleich mit dem Wechsel Gerüchte in die Welt gesetzt wurden, er sei in Haft gesetzt worden. Pétain hat Hitler in einer Botschaft den Umbau seines Kabinetts bekannt gegeben und in seiner Rundgebung an das französische Volk betont, in der Zusammenarbeit mit Deutschland werde nichts geändert. Und um ja keinen Verdacht aufkommen zu lassen, als seien internationale Beziehungen die Ursache der Wandlung, wurden innerpolitische Gründe als entscheidend angegeben.

Diese Klarlegung einer anscheinend einfachen Sache hat indessen nicht verhindert, daß sich die internationale öffentliche Meinung ihre Gedanken machte und eifrig nach den Hintergründen der Berufung Flandins suchte. Wer war Laval? Und wer ist Flandin? Beide sind die Exponenten einer Bewegung, die vor der Kriegserklärung im Sommer 1939 warnte, die einer Verständigung mit Hitler und Mussolini um jeden Preis das Wort redete und die bereit schien, einer solchen Verständigung zuliebe auch Änderungen im staatlichen Aufbau in Kauf zu nehmen, sich fascistischen Formen zu nähern.

Aber Laval ging nicht von derselben Voraussetzung aus wie Flandin. Laval ist mehr „pro Mussolini“, Flandin mehr „pro Hitler“. Laval, weil er schließlich mit Mussolini den Pakt von Rom geschlossen hatte und auch nach dem Zusammenbruch Frankreichs zu hoffen wagte, der Duce werde ihm diese Freundschaftsbezeugung von anno dazu-

mal nicht vergessen. Der die Chancen Frankreichs in einer Erneuerung der Beziehungen zur „lateinischen Schwester“ zu wahren gedachte. Hatte nicht er, Laval, Italien im Namen Frankreichs das Recht zugestanden, Abessinien zu erwerben? War nicht er der Mann, der die besten Aussichten hatte, Italien wieder auf die Seite der Westmächte hinüber zu ziehen, falls nur das fatale England darauf verzichtete, den Negus in seinem Widerstandswillen zu bestärken, und falls nur das uneinsichtige Frankreich der Linken, das sich dem „unverlässlichen England“ zuneigte, darauf verzichten wollte, Englands antitalienische Haltung brechen zu helfen? Und hatte er nicht, als alles schief ging und der Abessinienkrieg und die Sanktionen kamen, alles dran gesetzt, um Frankreich vom Wege der Sanktionenpolitik abzubringen? War nicht sein Einfluß schließlich die Ursache dafür, daß die Sanktionen nicht auf die wichtigsten Gegenstände ausgedehnt wurden, sagen wir Petrol? Und Mussolini sollte sich daran nicht erinnern und einem umflehrenden Frankreich, einem autoritären Frankreich, in welchem Laval die zweite Geige spielte, eine Stütze gewähren? Damit es sich von seinem fürchterlichen Sturze erholen und aus seiner Zusammenarbeit mit dem Sieger einen ersprießlichen Frieden gewinnen könne?

Laval hat nichts erreicht. Gar nichts. Man hat beobachten können, wie die Zusammenarbeit mit den Siegern eine sozusagen einseitige deutsch-französische wurde. Daß Frankreich neuerdings den Verkehr Italiens mit Spanien durch sein unbesetztes Territorium in Gang gesetzt hat, ist eines der wenigen Anzeichen für eine italienisch-französische Annäherung. Berlin hat jeden Schritt seiner Fühlungsnahme mit der „Diktatur Pétain“, der Regierung des „loyal Besiegten“, von sich aus unterzogen und Roms Zustimmung immer in nachfolgenden Zusammentreffen gewonnen. Sogar die Version des „sterbenden Frankreich“, das sich nicht wieder erheben werde noch dürfe, ist aus der italienischen Presse erst verschwunden, als von Berlin die Richtung angedeutet wurde: Zusammenarbeit. Und aufs Ausdrücklichste machte Italien seine Vorbehalte für solche Zusammenarbeit: Die Forderungen, die bei Kriegsbeginn erhoben wurden, blieben die gleichen wie immer. Für Laval mußten diese Feststellungen bitter gewesen sein ... und für Frankreich auch.

Nun kommt Flandin. Flandin hat nicht auf Mussolini gesetzt. Er hat seinen eigenen Respekt vor dem nationalsozialistischen Deutschland gelernt. Ihm drängte sich die Tatsache der deutschen Überlegenheit an sich auf ... noch zu einer Zeit, als die Wahrscheinlichkeit französischer Widerstandsmöglichkeiten bestand. Er scheint klar gesehen zu haben. Das Pattieren mit dem wiedererstarften Feinde von 1918 gehörte in sein Konzept. Nicht immer. Er war auch Mitglied einer Vereinigung britischer und französischer Parlamentarier und arbeitete mit britischen Gruppen zusammen, die den Ausgleich mit Deutschland auf der Basis einer westlichen Zusammenarbeit suchten ... letztlich mit der Spitze gegen Osten. Wenn es nach ihm gegangen wäre, würde man nach München gradlinig den Weg notwendiger Konzessionen an Deutschland gegangen sein. Die deutsche Überlegenheit hätte ... das sind seine Gedankengänge ... nicht die Form angenommen, die nun infolge der französischen Katastrophe Tatsache wurde.

Man kann auch innerpolitische Verschiedenheiten in der Einstellung Lavals und Flandins ins Feld führen. Beide sind fascistenfremdlich. Laval aber gehört zu jener Spielart, die den autoritären Staat in erster Linie als Ketter der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung betrachtet und im Grunde nicht sieht, daß er ganz neue Elemente antikapitalistischer Art in sich birgt. Seine Beziehungen zur Bankenwelt sind bekannt. Es ist durchaus möglich, daß sie einen der Gründe seines Sturzes darstellen. Gewisse Pariser Banken, die in engen Verbindungen mit Londoner Schwester-Instituten stehen, sind immer wieder als hintergründige Inspiratoren seiner Politik genannt worden.

Flandins Beziehungen zum Fascismus, genauer seine Sympathien und sein Verständnis für die deutsche Spielart,

den Nationalsozialismus, haben ihre eigene Vorgeschichte in einem langen Kampfe gegen Gruppen der französischen Großindustrie. Man könnte ihn in dieser Hinsicht als „linksgerichtet“ bezeichnen. Daß mancher Politiker, der durchaus nicht aus dem Lager der Rechten gekommen, den Weg zum Verständnis dessen fand, was an Sozialem in den faschistischen Programmen steht, hat eben seine Wurzel in wirklichen antikapitalistischen Entwicklungsstadien. Der Gedanke, mit Hilfe des Staates über das Kapital Herr zu werden, weil man es mit Hilfe der Volksmassen doch nicht könne, steht bekanntlich schon in den Anfangskapiteln der europäischen Arbeiterbewegung, und man kann sogar Marx zu den Verfechtern dieser Idee zählen, während „Gewerkschaften“, „Syndikalisten“ und „Anarchisten“ alles vom Arbeiter und nichts vom Staat erwarteten. Mussolini, der bekehrte einstige „Anarchist“, hat auf den Staat gesetzt ... Flandin setzt auf den Staat statt auf die Massen. Will also den Staat für die Massen das erreichen lassen, was sie eben nicht erreichen können. Hier haben wir die Wurzel der Bewunderung für Hitler, der eine Bewegung großgezogen, einen Staat erobert und ihn einer Idee dienstbar gemacht. Im Ausgliche mit dem deutschen Führer müßte für Flandin nicht nur die soziale Umstellung, sondern auch die Rettung Europas aus der Verwirrung zu finden sein.

Pétain hat also Flandin berufen. Damit er als besserer Mittelmann im gesuchten Ausgleich mit Deutschland wirke. Hat nicht Flandin Hitler nach dem Münchnerfrieden das berühmte Telegramm geschickt, das seine Karriere in Frankreich beendete und ihn nahe an den Rand der Anklagebank brachte?

Warum aber hält Pétain den Moment für gekommen, um den geeigneten Mann für einen ernsthaften Ausgleich, eine engere Zusammenarbeit mit Berlin einzustellen? Man überlege: Italien hat zwei militärische Schlappen zu verzeichnen. Auch wenn es Aussicht hat, nach Verlauf einiger Zeit diese Schlappen wettzumachen, ist sein augenblickliches Gewicht in der deutsch-italienischen Allianz irgendwie vermindert, oder das deutsche Gewicht steigt, anders gesagt, relativ gegenüber dem des Verbündeten. Man muß also zwangsläufig dem verstärkten deutschen Gewicht Rechnung tragen.

Vielleicht gehen die Hoffnungen weiter. Es dämmern, so denkt Frankreich vielleicht, die Zeiten, wo Berlin ein italienisches Veto gegen ein engeres Zusammengehen mit dem besiegten Frankreich nicht mehr so hoch anschlägt wie noch vor zwei Monaten. Und im Hintergrunde steht die Überlegung, daß Deutschland letzten Endes in Afrika, vor allem im Mittelmeer, nicht direkt für eigene Interessen kämpfe, sich also unter Umständen herbeilassen könnte, nicht mehr so ernstlich für die italienischen einzustehen, falls Frankreich ihm den oder jenen wichtigen Gegendienst leisten würde. Man kann jedenfalls in der Ernennung Flandins und in Savals Sturz ein laises Verben um vermehrtes deutsches Verständnis für Frankreich erkennen ... und vielleicht baut dieses Verben auf die Hoffnung, es stehe vielleicht mit der Zusammenarbeit der Achse nicht ganz so, wie es offiziell aussehe, und man könne sich unter Umständen „ins Spiel einschleichen“.

Besoldungen und Budgets

Die immer deutlicher bemerkbare Preissteigerung hat allenthalben die Diskussion über die Besoldungen der kommunalen, kantonalen und eidgenössischen Beamten und Angestellten leicht angekurbelt. Noch einige Monate der gleichen Entwicklung, und es werden die gleichen Probleme akut, die im letzten Kriege aufstiegen, nicht gelöst wurden und viel zur Katastrophensituation des Jahres 1918 beitrugen. Es geht um die Frage, welche Politik die öffentliche Hand gegenüber ihrem Personal einzuschlagen habe, ob das Budget vorangehe und unter allen Umständen im Gleichgewicht zu bleiben habe, oder ob die Sicherung eines genügenden

Einkommens für die öffentlich angestellten und besoldeten Volksglieder zu oberstehe. Die Art, wie man sie schließlich beantwortet, deutet den Weg an, den auch die private Arbeitgeberschaft „zu beschreiten habe“, um eine gesunde Volkswirtschaft zu garantieren. So wird im Grunde die Entscheidung aller Parlamente in Besoldungsfragen aufzufassen sein. Sieht der private Arbeitgeber, daß der Staat sein Budget voranstellt, stellt er auch das seine voran. Sieht er, daß der Staat sogar lieber Schulden macht als seine Leute „auf den Armenetat“ sinken zu lassen, verspürt er wenigstens einen moralischen Stoß und kann sich Arbeiterforderungen nicht mit derselben Überzeugung verschließen, als wenn ihm der Staat mit dem Sparbeispiel vorangegangen.

Man hat von einer ersten eidgenössischen Lokierung des Besoldungsabbaues gehört und erwartet weitere Schritte. Man vernimmt von einer bevorstehenden Debatte des Zürcher Gemeinderates, (er entspricht dem Berner „Stadtrat“) über eine neue Lohnordnung, welche die aus dem Jahre 1907 stammende ablösen soll. Man hört von der oder jener kantonalen oder kommunalen „Überlegung“ auf diesem Gebiete.

In der zürcherischen Vorlage kommt als Resultat eine Mehrbelastung des Budgets mit 3 ganzen Millionen Franken heraus. Bei einem Steuereingang von 20 Millionen macht das einen hübschen Bruchteil aus. Ob das Volk diese Last auf sich nehmen wird? Auch wenn alle Parteien Ja sagen werden? Es ist sehr fraglich ... Und es wird überall fraglich sein, wo derartige Vorlagen vor das Volk gebracht werden müssen.

Dabei hat die Vorlage einige Eigentümlichkeiten, die einen verblüffen. Die These Professor Laurs, der weiß, daß die landwirtschaftliche Produktion vor allem bei den breiten Konsumentenmassen abgesetzt werden muß, lautet bekanntlich, daß man die höhern Einkommen nicht so sehr hinauffezen müsse wie die untern, und von einer gewissen Zahl von Tausendern an habe die Landwirtschaft überhaupt nichts mehr zu profitieren; die Beamten der obren Kategorien würden ihr Geld anzulegen oder in Dingen auszugeben suchen, welche der Bauer nicht produziere. Wogegen die untersten Tausender ihre Einnahmen zu viel höhern Teilen für bäuerliche Produkte ausgaben. Die Zürcher scheinen ganz anders vorgehen zu wollen. Es ist äußerst interessant, zu hören, daß gerade das „rote Zürich“ argumentiert, die Stadt müsse, um eine tüchtige Beamtenerschaft, namentlich in den „verantwortlichen Stellen“, zu bekommen und zu behalten, gerade solche Leute mehr als bisher geben, sonst würden sie eben in privaten Posten eine ihren Fähigkeiten entsprechende Entlohnung suchen. Das ist nun natürlich ein Argument, das von ganz andern Erwägungen ausgeht. Ein Argument, dem sich selbstverständlich auch Bauernführer nicht versagen würden.

Es steht dieser „Entlohnung der Qualitätsarbeit“ und der „Verantwortung“ gegenüber die Verweigerung einer Lohnverbesserung in den untern Schichten des Personals. Hatte die unterste Klasse bisher 3660 Franken als Anfangslohn, so künftig 60 Franken weniger, und wenn bisher eine Steigerung bis auf 5280 Franken möglich war, so nach der Vorlage künftig nur noch bis 4980 Franken, also 300 Franken weniger. Zugleich sollen die Kategorien so verschoben werden, daß eine Anzahl Leute, die bisher noch Aussicht auf Steigerung besaßen, auf ihrem derzeitigen Stande verharren sollen. Und doch ist das Endresultat eine durchschnittliche Verbesserung des Gesamteinkommens aller „Städtischen“ um rund 4 Prozent, gegenüber einer Teuerung von 13 Prozent nach Index. Um diesem Übelstand entgegenzutreten, erhalten alle unter 6500 bleibenden Gruppen eine auf zwei Jahre festgelegte Teuerungszulage.

Diese Zulage verrät so etwas wie die Überzeugung, mit der Kürzung der untersten Einkommen habe man doch etwas Unstatthaftes begonnen, und das Argument, die Besoldungen seien zu stark nivelliert und die „Obren“ müßten mehr bekommen, um sie im städtischen Dienst zu behalten, „gelte nicht alles“.